In deiner Stadt regnet es anders

Hinter den Vorstellungen wartet ein echter Mensch



Laura Bellini

In deiner Stadt regnet es anders

Hinter den Vorstellungen wartet ein echter Mensch

Laura Bellini

ROMANS

ISBN: 9788384904664

ALL-IN Rafał Płonkowski

INHALTSVERZEICHNIS

INTRO 5

Kapitel 1 - Der Mensch auf der anderen Seite des Bildschirms 11

Kapitel 2 - Außerhalb des vereinbarten Plans 23

Kapitel 3 - Das Licht, das sich nicht mit Worten korrigieren lässt 37

Kapitel 4 - Dinge, die man nicht in Nachrichten schreibt 48

Kapitel 5 - Das Recht auf die eigene Zeit 60

Kapitel 6 - Bevor die Stadt einschlief 70

Kapitel 7 - Der Morgen nach dem Kuss 80

Kapitel 8 - Menschen, die ihn schon lange kennen 92

Kapitel 9 - Was sich nicht ersetzen lässt 105

Kapitel 10 - Der Ort, an dem wir aufhörten, so zu tun 117

Kapitel 11 - Nicht nur die Nacht gehört zwei Menschen 132

Kapitel 12 - Der Ort, den wir uns in unserer Vorstellung freigehalten hatten 142

Kapitel 13 - Der Preis des Bleibens 155

Kapitel 14 - Alles, was wir vielleicht nicht bewahren können 166

Kapitel 15 - Der Mensch, den wir uns ausgedacht haben 178

Kapitel 16 - Die Entfernung beginnt früher 191

Kapitel 17 - Ein Leben, das sich nicht aufschieben lässt 205

Kapitel 18 - Entschuldigen allein reicht nicht 218
Kapitel 19 - Eine Entscheidung ohne Illusionen 230
Kapitel 20 - In deiner Stadt regnet es anders 244

INTRO

In London begann der Regen selten von einem Moment auf den anderen. Zuerst verdunkelten sich die Fensterscheiben, als hätte jemand mit einer nassen Hand darübergewischt. Dann begann der Gehweg zu glänzen, und erst einige Augenblicke später fielen die Tropfen so dicht, dass die Menschen auf der Straße ihre Regenschirme aufspannten. An diesem Abend saß ich am Fenster eines kleinen Cafés in Bermondsey und beobachtete, wie die Passanten dieselbe Entscheidung in ganz unterschiedlichem Tempo trafen. Ich musste mich nicht beeilen. Bis die Galerie schloss, hatte ich noch vierzig Minuten. Danach wollte ich in mein gemietetes Zimmer zurückkehren, drei Ausstellungstexte fertigstellen und vor Mitternacht schlafen gehen. Mein Plan war einfach. Genau deshalb wollte ich so sehr daran festhalten.

Ich war für sechs Wochen nach London gekommen, um die Texte für eine Ausstellung zu übersetzen, die von Briefen handelte, geschrieben von Menschen, die einst versucht hatten, diese Stadt ihre Heimat zu nennen. Die Arbeit war klar umrissen, die Frist knapp und das Honorar hoch genug, um mir nach meiner Rückkehr nach Polen einen kleinen Raum für mein eigenes Atelier mieten zu können. Schon seit Jahren übersetzte ich am Küchentisch, zwischen Rechnungen und Tassen, die nie rechtzeitig in der Spüle landeten. Ich wollte endlich einen Ort haben, an dem niemand seine Einkäufe auf meinen Ausdrucken abstellte und an dem ich nach Feierabend einfach die Tür schließen konnte. Ich träumte nicht von einer großen Veränderung. Mir genügte etwas, das ich selbst in der Hand hatte.

Auf meinem Laptop war die Datei mit den Ausstellungstexten geöffnet. In einem der Briefe schrieb der Verfasser, dass er nach seiner Ankunft in England lange nicht zwischen Heimweh und gewöhnlicher Erschöpfung hatte unterscheiden können. Diesen Satz hatte ich beinahe unverändert gelassen. Die Version, die der Kurator vorgeschlagen hatte, klang zwar schöner, verlor aber die Rauheit des Originals. Ich wollte nicht, dass das Leben eines anderen Menschen nur deshalb eleganter erschien, weil es an eine Galeriewand passen musste.

Dann erhielt ich eine Nachricht von Tytus.

„Ich habe die neue Datei gesehen. Können wir über Text Nummer sieben sprechen? Im Layout funktioniert er nicht so, wie wir es uns vorgestellt hatten."

Ich las die Nachricht zweimal. Sie enthielt nichts Unhöfliches. Tytus schrieb nur selten unhöflich. In den fast zwei Jahren, in denen wir miteinander korrespondiert hatten, hatte ich gelernt, seine Art, Kommas zu setzen, seine kurzen Nachträge am Ende von Nachrichten und jene Momente zu erkennen, in denen er einen Scherz machte, um etwas nicht allzu direkt aussprechen zu müssen. Alles hatte mit einer Frage zu einem einzigen Satz aus einem Brief begonnen, den er für ein Projekt verwenden wollte. Ich hatte geantwortet, weil die Frage gut war. Danach schickte er weitere, und irgendwann begann ich, nicht mehr nur auf seine Fragen zu antworten. Mit der Zeit tauschten wir Fotos von Orten aus, die wir nicht richtig beschreiben konnten, beklagten uns über berufliche Kompromisse und schickten uns kleine Nachrichten zu Uhrzeiten, zu denen vernünftige Menschen ihre Arbeit längst beendet hatten.

Es waren keine Gespräche, in denen wir uns jeden Tag unsere verborgensten Gedanken anvertrauten. Manchmal

schwiegen wir mehrere Tage lang, und dann genügte ein einziger Satz, um genau dort weiterzumachen, wo wir aufgehört hatten. Tytus konnte einen leeren Ausstellungsraum so beschreiben, dass ich beinahe das Echo meiner eigenen Schritte hörte. Ich schickte ihm Fotos von zufälligen Wandinschriften und erklärte, warum sich manche Wörter nicht in eine andere Sprache übertragen ließen, ohne etwas Wesentliches zu verlieren. Unsere Bekanntschaft brauchte keine tägliche Anwesenheit. Zumindest hatte ich das geglaubt.

Ich wusste, dass er dreiundvierzig Jahre alt war, Ausstellungen gestaltete und einen halben Tag lang über einen bestimmten Lichtton diskutieren konnte, wenn er der Meinung war, dass dieser die Bedeutung eines Gegenstandes veränderte. Ich wusste auch, dass er sich um seinen Vater kümmerte, der außerhalb Londons lebte, obwohl er das niemals als Opfer bezeichnete. Über sich selbst erzählte er wenig, aber er fragte aufmerksam nach meinen Angelegenheiten. Er erinnerte sich daran, wann ich ein wichtiges Vorstellungsgespräch hatte, und versuchte nicht, mich vorsorglich zu trösten. Als ich einen Auftrag ablehnte, den ich für unangemessen bezahlt hielt, schrieb er lediglich: „Gut, dass du nicht verwechselst, gebraucht zu werden, mit jederzeit verfügbar sein zu müssen.“ Ich behielt diese Worte länger in Erinnerung, als ich zugeben wollte.

Wir hatten uns noch nie persönlich getroffen. Dafür gab es einen ganz gewöhnlichen Grund: Wir lebten in verschiedenen Ländern, hatten unsere Arbeit, unsere Verpflichtungen und ein bemerkenswertes Talent dafür, Reisen auf einen günstigeren Zeitpunkt zu verschieben. Doch nun arbeiteten wir an derselben Ausstellung, in derselben Stadt, und ab morgen sollten wir gemeinsam an

einem Tisch Entscheidungen treffen. Zuvor hatte er mir ein Foto von sich geschickt, offenbar eher beiläufig aufgenommen, im Halbprofil, eine Tasse in der Hand. Er sah nicht aus wie jemand, der unbedingt gefallen wollte. Gerade das hatte es mir leicht gemacht, mir den Rest auszumalen.

Ich schloss die Datei und öffnete die Nachricht mit dem angehängten Ausstellungskonzept. Tytus hatte es vor einer Stunde geschickt. Ich hatte mir die Anordnung bereits auf dem Bildschirm angesehen, doch erst jetzt bemerkte ich, dass er beim Text Nummer sieben weniger Platz vorgesehen hatte, als ich benötigte. Mein Satz war auf die Hälfte gekürzt worden. Der Sinn ließ sich noch immer erkennen, aber das Zögern des Briefautors war verschwunden. Jene kleine Unsicherheit, die dafür gesorgt hatte, dass seine Worte nicht wie eine fertige Wahrheit klangen.

Ich spürte Ärger und gleich danach etwas, das mir noch unangenehmer war. Schließlich kannte Tytus meine Haltung zum Übersetzen. In unseren Nachrichten hatte er mehr als einmal geschrieben, dass er gerade diese Genauigkeit an mir schätzte. Und jetzt, wo wir zusammenarbeiten sollten, glaubte er, es würde genügen, mich um ein wenig Flexibilität zu bitten, damit ich meine Worte seiner Komposition anpasste? Oder hatte ich selbst zu leicht angenommen, dass wir auch gemeinsame Entscheidungen genauso mühelos treffen könnten, nur weil wir zwei Jahre lang ohne große Anstrengung miteinander gesprochen hatten?

Mein Telefon vibrierte erneut.

„Ich möchte das nicht per E-Mail entscheiden. Morgen um neun in der Galerie. Ich zeige dir, was ich meine. Und ich sage es lieber gleich: Mit dem Text in seiner jetzigen Länge werde ich mich nicht einverstanden erklären."

Ich lächelte kurz, ohne dass mir danach zum Lachen zumute gewesen wäre. In dieser Nachricht lag etwas, das ich bisher nicht von ihm kannte: die Entschlossenheit eines Menschen, der seine Worte nicht mehr sorgfältig auswählen musste, um ein Gespräch aufrechtzuerhalten. Jahrelang hatte ich mir Zeit lassen können, bevor ich antwortete. Ich konnte eine Nachricht eine Stunde liegen lassen und mir einen Satz überlegen, der nicht zu scharf klang. Jetzt würden wir einander gegenüberstehen, und ich würde meinen Ton nicht mehr korrigieren können, bevor ich auf „Senden“ drückte.

Ich antwortete: „Ich komme. Aber ich verspreche nicht, dass ich den Text kürzen werde.“

Einen Moment lang starrte ich auf den Cursor, als könnte er noch etwas für mich ergänzen. Doch er tat es nicht. Ich schickte die Nachricht ab und verstaute meinen Laptop in der Tasche. Draußen war der Regen dichter geworden, und die Lichter der Autos zogen lange, zitternde Streifen über den nassen Asphalt. Ich hatte meinen eigenen Plan, einen Vertrag mit der Galerie und eine Entscheidung, die ich nach meiner Rückkehr treffen wollte. Ich brauchte niemanden, der ankam und mein Leben neu für mich ordnete.

Und doch ertappte ich mich auf dem Weg zum Ausgang dabei, wie ich versuchte, mir Tytus' Stimme am nächsten Tag vorzustellen, nicht durch den Lautsprecher meines Telefons, sondern direkt vor mir. Nicht so, wie sie in den Aufnahmen klang, die er manchmal seinen Nachrichten beifügte, sondern in Wirklichkeit: mit seinem Atem, seinen Pausen und der Müdigkeit nach einem langen Arbeitstag. Da kam mir der Gedanke, dass vielleicht auch er bereits ein fertiges Bild von mir hatte, zusammengesetzt aus meinen

Antworten, meinen Fotografien und den Sätzen, die ich sorgfältig ausgewählt hatte, bevor ich sie abschickte.

An der Tür zögerte ich einen Augenblick. Der Regen fiel inzwischen stärker als zu dem Zeitpunkt, als ich das Café betreten hatte. Ich hätte zurückgehen und meinen Regenschirm holen können, aber ich wollte mich nicht noch einmal an den Tisch setzen und so tun, als wäre das Treffen am nächsten Tag eine gewöhnliche berufliche Begegnung. Wenn wir in zwei Jahren gelernt hatten, einander wichtig zu werden, würden wir es dann auch schaffen, einander wirklich zu sehen, ohne all das, was wir uns gegenseitig dazugedacht hatten?

Kapitel 1 - Der Mensch auf der anderen Seite des Bildschirms

Am nächsten Morgen wachte ich früher auf, als ich es mir vorgenommen hatte. Nicht, weil ich schlecht geschlafen hätte. Mein Kopf hatte offenbar einfach beschlossen, dass neun Uhr eine Zeit war, auf die man sich mit der gebotenen Sorgfalt vorbereiten musste. Fast so, als wäre das Treffen mit Tytus Król ein Vorstellungsgespräch und nicht die erste persönliche Begegnung mit einem Menschen, dessen Nachrichten ich beinahe auswendig kannte.

Einige Minuten blieb ich im Bett liegen und lauschte dem Regen, der gegen das Fensterbrett trommelte. Der gestrige Abend hatte ein unangenehmes Gefühl in mir hinterlassen, als wäre ein Gespräch nicht zu Ende geführt worden. Ich las seine letzte Nachricht noch einmal, obwohl ich sie inzwischen fast Wort für Wort kannte. Mit dem Text in seiner jetzigen Länge werde ich mich nicht einverstanden erklären. Der Satz war bestimmt, vielleicht sogar ein wenig arrogant, aber ich konnte ihm keine böse Absicht unterstellen. Tytus gehörte nie zu den Menschen, die nur deshalb stritten, weil sie unbedingt gewinnen wollten. Zumindest war das das Bild, das ich mir von ihm gemacht hatte.

Ich entschied mich für eine dunkle Hose, einen cremefarbenen Pullover und einen Mantel, der die Londoner Feuchtigkeit gut vertrug. Meine Haare band ich tief im Nacken zusammen und ließ einige Strähnen locker um mein Gesicht fallen. Ich wollte nicht aussehen, als hätte ich eine Stunde vor dem Spiegel verbracht, obwohl ich tatsächlich etwas länger davor gestanden hatte, als nötig gewesen wäre. Schließlich kam ich zu dem Schluss, dass ich mich

weder für mein Aussehen entschuldigen noch beweisen musste, dass mir dieses Treffen völlig gleichgültig war.

Die Galerie befand sich in einem umgebauten Industriegebäude in einer ruhigen Straße von Bermondsey. Von außen hatte sie hohe Fenster und einen dunklen Metallrahmen um die Eingangstür. Drinnen roch es nach frisch gestrichenen Wänden, Holz und Kaffee, den jemand im hinteren Bereich stehen gelassen hatte. Ich war sieben Minuten vor dem vereinbarten Zeitpunkt da. Ich wollte die Gelegenheit nutzen, mir den Raum ohne andere Menschen anzusehen, besonders ohne jene, die vielleicht glaubten, meine Arbeit sei lediglich eine Ergänzung zu ihren eigenen Ideen.

Auf dem langen Tisch lagen Ausdrucke der Briefe, verschiedene Papiermuster und einige Fotografien. Einen Teil der Dokumente kannte ich bereits aus dem Archiv, andere hatte ich bisher nur auf dem Bildschirm gesehen. Die Ausstellung sollte von persönlichen Nachrichten erzählen, die Menschen geschrieben hatten, nachdem sie nach London gekommen waren und versucht hatten, sich in dieser Stadt zurechtzufinden. Es ging nicht um große Auswanderungsgeschichten oder offizielle Zeugnisse. Entscheidend waren die kleinen Dinge: die Beschreibung des ersten gemieteten Zimmers, eine Beschwerde über die Feuchtigkeit in der Wohnung, ein aus dem Gedächtnis aufgeschriebenes Rezept, ein paar Sätze über jemanden, der weit entfernt geblieben war.

Tytus war für die Gestaltung der Präsentation dieser Materialien verantwortlich. Ich kümmerte mich um die Übersetzungen, die redaktionelle Bearbeitung und die endgültige Form der Texte. Auf dem Papier waren unsere Aufgaben klar verteilt. In der Praxis erwies sich die Grenze

zwischen Worten und Raum jedoch als deutlich weniger eindeutig.

Hinter mir hörte ich Schritte.

— Katarzyna?

Ich drehte mich um.

Einen kurzen Moment brachte ich kein Wort heraus. Der Mann, der einige Schritte von mir entfernt stand, war mir gleichzeitig vertraut und vollkommen fremd. Ich erkannte ihn von seinem Foto wieder, aber die Aufnahme hatte nicht eingefangen, wie er den Raum einnahm. Er war groß, hatte dunkles Haar mit deutlich sichtbaren silbernen Strähnen an den Schläfen und ein Gesicht, dem man die Spuren der Müdigkeit ansah, nicht aber den Versuch, sein Alter zu verbergen. Er trug einen anthrazitfarbenen Pullover, eine dunkle Hose und einen Mantel, den er über dem Unterarm hängen hatte. Er sah aus wie jemand, der das Haus verlassen hatte, ohne sich lange Gedanken darüber zu machen, ob seine Kleidung zur Ausstellung passte.

Sein Blick blieb mit unverkennbarer Wiedererkennung auf mir liegen.

— Tytus — sagte ich, obwohl es keinen Zweifel daran gab, wer vor mir stand.

— Höchstpersönlich, nur mit etwas weniger Pixeln.

Er lächelte. Seine Stimme war ruhig und tiefer, als ich sie aus den Aufnahmen in Erinnerung hatte. In Wirklichkeit klang jeder seiner Sätze unmittelbarer. Zwischen uns gab es keinen Bildschirm mehr, hinter dem man eine Antwort auf später verschieben konnte.

— Ich hatte erwartet, dass du größer bist — sagte ich.

Er hob die Augenbrauen.

— Interessant. Ich hatte erwartet, dass du mehr Geduld mit Menschen hast, die deine Texte kürzen.

— Keine Minute vergangen, und schon sprechen wir über meine Schwächen.

— Dann nutzen wir unsere Zeit wenigstens sinnvoll.

Ich lachte, obwohl ich das gar nicht vorgehabt hatte. Irgendetwas an seiner Bemerkung war entwaffnend. Sein Scherz versuchte nicht um jeden Preis, die Spannung aufzulösen. Er räumte vielmehr ein, dass wir beide genau wussten, weshalb wir uns getroffen hatten.

Tytus legte seinen Mantel über die Rückenlehne eines Stuhls und deutete auf den Tisch.

— Komm. Ich zeige dir, was ich vorbereitet habe.

Ich trat zu den Ausdrucken. In der Mitte lag ein großer Bogen mit dem Plan der Ausstellung. Mein Blick wanderte über die eingezeichneten Wände, Durchgänge und Beleuchtungspunkte. Der Entwurf war gut. Sogar sehr gut. Tytus verstand es, einen Raum zu nutzen, ohne ihn mit Elementen zu überladen. Er hatte ausreichend freie Flächen gelassen, und die einzelnen Bereiche der Ausstellung bildeten einen natürlichen Rundgang. Ich hatte das Gefühl, dass die Besucher nicht einfach nur Briefe lesen, sondern nach und nach in die Erinnerungen anderer Menschen eintauchen würden.

Trotzdem hatte ich nicht vor, der Ästhetik zu erlauben, den Inhalt zu überdecken.

— Hier — sagte ich und zeigte auf den siebten Ausstellungstext. — Du hast ihn gekürzt.

— Um ein Drittel.

— Um die Hälfte, wenn man die Sätze mitzählt, die du gestrichen hast.

— Es geht nicht um die Anzahl der Sätze. Es geht um die Lesbarkeit.

— Lesbarkeit bedeutet nicht, einem Text seinen Sinn zu nehmen.

Er sah mich aufmerksam an. Er wirkte nicht gekränkt. Eher wie jemand, der diese Antwort erwartet hatte und nun gespannt darauf war, wie ich sie begründen würde.

— Lies ihn laut vor — bat er.

Ich suchte das Original auf dem Ausdruck und las den Abschnitt vor. Der Brief stammte von einer Frau, die ihr erstes Jahr in London beschrieb. Sie schrieb über eine Wohnung, in der die Handtücher niemals richtig trockneten, über eine Nachbarin, die ihr Tee brachte, und darüber, dass sie monatelang nicht wusste, ob sie Heimweh hatte oder einfach nur müde davon war, sich an einem neuen Ort zurechtzufinden.

Als ich fertig war, antwortete Tytus nicht sofort.

— Siehst du? — fragte ich. — Das ist kein Text über Handtücher. Es geht um die Unsicherheit, die zwischen den einzelnen Sätzen entsteht.

— Ich weiß.

— Warum hast du sie dann entfernt?

Er fuhr mit dem Finger über den Ausstellungsplan.

— Weil die Menschen diesen Text im Stehen lesen werden. Andere Besucher werden im Raum sein, das Licht wird seitlich einfallen, und der Durchgang ist schmaler, als es auf der Zeichnung aussieht. Wenn wir alles stehen lassen,

was du bewahren möchtest, werden manche Besucher die ersten drei Sätze lesen und den Rest überspringen.

— Wir könnten das Format vergrößern.

— Das können wir nicht. Die Maße der Tafeln sind bereits genehmigt. Eine Änderung würde zusätzliche Kosten verursachen und den Beginn der Montage verschieben.

— Wir könnten die Anordnung ändern.

— Das könnten wir, aber dann verlieren wir Platz für die Originale.

— Es ist nicht mein Problem, dass du zu wenig Platz eingeplant hast.

Ich sprach schneller, als ich beabsichtigt hatte. Tytus sah mich an und lehnte sich dann leicht in seinem Stuhl zurück.

— Das ist tatsächlich mein Problem. Genau deshalb versuche ich ja, eine Lösung zu finden.

Ich antwortete nicht. Ich hatte nicht erwartet, dass er mir in diesem Punkt recht geben würde. Normalerweise erklärten Menschen, die für einen Entwurf verantwortlich waren, ihre Einschränkungen, als wären sie Naturgesetze. Er versuchte nicht so zu tun, als wäre von Anfang an alles perfekt geplant gewesen.

— Ich habe einen anderen Vorschlag — sagte er. — Wir entscheiden jetzt nicht zwischen deinem Text und meinem Layout. Wir machen einen Test. Wir drucken die vollständige Version im endgültigen Maßstab aus, bringen sie an der Wand an und überprüfen, wie sie aus der Entfernung wirkt, aus der die Besucher sie lesen werden.

— Und wenn es funktioniert?

— Dann bleibt die vollständige Version.

— Und wenn nicht?

— Dann suchen wir nach einer Lösung, die nicht darin besteht, mechanisch Sätze zu streichen.

Das klang vernünftig. Es bedeutete allerdings nicht, dass ich seinen Vorschlag ohne weitere Bedingungen annehmen wollte.

— Ich möchte das Recht haben, die endgültige Formulierung jedes Textes freizugeben.

— Das steht dir laut Vertrag zu.

— Ich möchte, dass das auch in der praktischen Zusammenarbeit eindeutig ist.

Tytus nickte.

— Gut. Ich brauche dasselbe für das Layout. Ich möchte nicht, dass jemand die Anordnung der Tafeln verändert, nachdem der Entwurf freigegeben wurde, ohne vorher mit mir darüber zu sprechen.

— Ich habe nicht vor, deine Ausstellung zu gestalten.

— Und ich habe nicht vor, deine Texte zu übersetzen.

Wir sahen einander an. In diesem einen Satz steckte mehr als nur ein Scherz. Wir hatten beide unsere eigenen Kompetenzen und waren nicht bereit, sie dem anderen zu überlassen, nur weil wir uns bereits aus unserer Korrespondenz kannten.

— In Ordnung — sagte ich. — Dann hören wir auf, so zu tun, als könnte einer von uns alles allein entscheiden.

— Das könnte die vernünftigste Entscheidung sein, die wir heute treffen.

In der nächsten halben Stunde besprachen wir weitere Abschnitte. Tytus zeigte mir die Visualisierungen, und ich

erklärte ihm, warum manche Formulierungen in ihrer ursprünglichen Reihenfolge bleiben mussten. Mir fiel auf, dass er mich nicht unterbrach, wenn ich über Sprache sprach. Er war nicht mit allem einverstanden, stellte aber Fragen, die tatsächlich das Problem betrafen. Wenn ich auf einen Abschnitt hinwies, der seiner Meinung nach nicht zur Komposition passte, tat er nicht so, als würde er dessen Bedeutung besser verstehen als ich.

Irgendwann schob er mir ein Blatt mit Notizen zu.

— Sind das deine Anmerkungen aus der vorherigen Version?

— Ja.

— Ich habe sie an der Art erkannt, wie du die Kommas markierst.

— Ich wusste gar nicht, dass ich eine charakteristische Art habe, Kommas zu markieren.

— Hast du. Du hinterlässt kleine Zeichen am Rand, als würdest du dich beim Text dafür entschuldigen, dass du ihn korrigieren musst.

Ich betrachtete das Blatt. Tatsächlich hatte ich neben einem Absatz ein kleines Zeichen gezeichnet, das wie ein umgedrehter Haken aussah.

— Das ist keine Entschuldigung.

— Was dann?

— Eine Warnung.

Er lachte leise.

Zum ersten Mal dachte ich, dass seine Gesellschaft angenehmer sein könnte, als ich erwartet hatte. Nicht, weil er mir zustimmte, sondern weil er ein Detail bemerkte, das

für das Projekt überhaupt keine Bedeutung hatte. Zwei Jahre lang hatte ich ihm von meinen Gewohnheiten geschrieben, aber ich hätte nicht gedacht, dass er sich ausgerechnet so etwas Kleines merken würde.

Um elf Uhr betrat eine Frau aus der Verwaltung den Raum. Sie stellte sich als Helen vor und informierte uns darüber, dass die Druckerei die endgültigen Dateien spätestens am Freitag benötigte. Tytus fragte, ob es möglich sei, den Termin um zwei Tage zu verschieben. Helen schüttelte den Kopf.

— Diesmal nicht. Die Montage beginnt nächste Woche. Wenn wir die Dateien nicht rechtzeitig liefern, verlieren wir den reservierten Termin.

— Verstanden — antwortete er.

Als sie gegangen war, warf ich einen Blick auf den Kalender.

— Freitag?

— Ja.

— Heute ist Dienstag.

— Ich weiß. Du musst mich nicht daran erinnern.

— Ich erinnere dich nicht daran. Ich versuche zu verstehen, warum ich diese Information nicht früher bekommen habe.

Tytus sah mich an.

— Weil ich davon ausgegangen bin, dass du den Zeitplan kennst.

— Ich kenne den endgültigen Abgabetermin. Ich wusste nicht, dass es keinerlei Spielraum gibt.

Einen Moment lang schwieg er. Dann nahm er einen Ausdruck des Zeitplans aus seiner Mappe und reichte ihn mir kommentarlos.

— Du hast recht. Ich hätte dir diese Version schicken müssen.

Ich nahm das Blatt entgegen. Es war nur eine Kleinigkeit, aber ich wollte sie nicht einfach übergehen. Er versuchte weder, vom Thema abzulenken, noch die Verantwortung auf die Verwaltung abzuschieben.

— Wir werden schnell arbeiten müssen — sagte ich.

— Wir werden vernünftig arbeiten müssen.

— Das ist nicht immer dasselbe.

— Ich weiß. Deshalb ist es gut, dass du hier bist.

Dieser Satz klang anders als ein berufliches Kompliment. Vielleicht lag es daran, dass er ihn ohne Lächeln sagte und mich direkt ansah. Für einen Augenblick wusste ich nicht, was ich darauf antworten sollte.

Stattdessen steckte ich den Zeitplan in meine Mappe.

Vor Mittag hatten wir vereinbart, dass ich zwei Versionen der problematischsten Ausstellungstexte vorbereiten und er eine alternative Anordnung für drei Tafeln entwerfen würde. Am Freitag wollten wir anhand der Probeausdrucke die endgültigen Entscheidungen treffen. Es war nicht der Kompromiss, auf den ich am Vorabend gehofft hatte, aber zumindest verlangte er von mir nicht, meine berufliche Verantwortung aufzugeben.

Als ich meine Unterlagen zusammensuchte, reichte Tytus mir meinen Mantel, den ich zuvor auf einem Stuhl zurückgelassen hatte. Er tat es ganz selbstverständlich, ohne demonstrative Höflichkeit.

— Hast du einen Moment Zeit? — fragte er.

— Kommt darauf an, wofür.

— Für einen Kaffee. Nicht den aus dem Automaten im Hinterzimmer. Ich würde gern über etwas sprechen, das in keinen Zeitplan passt.

Einen Augenblick betrachtete ich ihn und überlegte, ob es sich um einen beruflichen oder einen privaten Vorschlag handelte. Ich hatte keine Lust zu raten.

— Worüber?

— Darüber, wie ich mir unser erstes Treffen vorgestellt habe. Und darüber, wie sehr ich mich in einigen Punkten geirrt habe.

— Das klingt gefährlich nach einem Gespräch über Erwartungen.

— Wir können es verschieben, wenn du möchtest.

Er drängte nicht. Er wartete einfach auf meine Antwort.

— Heute nicht — erwiderte ich. — Ich habe noch Arbeit zu erledigen und möchte meine Pläne nicht verschieben.

— Verstehe.

Er fragte nicht, ob ich mir sicher sei. Er versuchte nicht, mich davon zu überzeugen, dass wir doch nur einen kurzen Moment hätten. Er nickte und wandte sich wieder den Ausdrucken zu.

Auch das bemerkte ich.

Einige Minuten später verließ ich die Galerie. Der Regen hatte nachgelassen, und die Luft war kühl und feucht. Ich war schon einige Dutzend Meter gegangen, bevor mir auffiel, dass ich lächelte. Es war nicht das Lächeln einer Frau, die gerade die Liebe ihres Lebens getroffen hatte.

Dafür war ich zu vernünftig. Es war eher das Lächeln eines Menschen, der entdeckt hatte, dass jemand, den er bereits zu kennen glaubte, ihn auf eine unerwartete Weise überraschen konnte.

Tytus war weder so perfekt noch so schwierig, wie ich ihn mir am Vorabend vorgestellt hatte. Er war sachlich, manchmal stur, aufmerksam für Details und selbstbewusst genug, um nicht jede Meinungsverschiedenheit als Bedrohung zu betrachten. Allerdings neigte er auch dazu, Entscheidungen zu schnell zu treffen, bevor er sich vergewissert hatte, dass alle Beteiligten die Bedingungen kannten.

Ich wusste mehr über ihn als über die meisten Menschen, denen ich im Alltag begegnete, und trotzdem hatte ich nach einer Stunde Gespräch das Gefühl, ihn gerade erst kennenzulernen.

Auf meinem Telefon erschien eine neue Nachricht.

„Danke für das Gespräch heute. Und für die Warnung bezüglich der Kommas. Ich werde vorsichtig sein."

Ich antwortete erst einige Minuten später.

„Ich verspreche nicht, dass es etwas nützt."

Ich steckte das Telefon in die Tasche und ging weiter in Richtung Bahnhof. Zum ersten Mal seit meiner Ankunft in London dachte ich, dass die sechs Wochen deutlich unvorhersehbarer werden könnten, als ich angenommen hatte.

Kapitel 2 - Außerhalb des vereinbarten Plans

Am nächsten Tag kehrte ich um neun Uhr in die Galerie zurück. Diesmal musste ich mich nicht erst selbst davon überzeugen, dass es sich ausschließlich um eine berufliche Verpflichtung handelte. Ich hatte zwei Versionen der Ausstellungstexte vorbereitet, Notizen zu den übrigen Texten gemacht und eine Liste mit Fragen zu den Archivmaterialien zusammengestellt. Allerdings hatte ich auch nicht vor, so zu tun, als hätte mir Tytus' Nachricht vom Vorabend keine Freude bereitet.

Er kam einige Minuten nach mir. In den Händen hielt er zwei Kaffeebecher und eine Papiertüte aus der Bäckerei auf der anderen Straßenseite.

— Ich wusste nicht, wie du deinen Kaffee trinkst — sagte er und stellte die Becher auf den Tisch. — Ich habe einen schwarzen und einen mit Milch mitgebracht. Beide ohne Zucker, weil ich mich nicht erinnern konnte, ob du ihn verwendest.

— Normalerweise nicht.

— Dann habe ich zur Hälfte richtig gelegen.

— Das ist ein ziemlich gutes Ergebnis für jemanden, der zwei Jahre lang Nachrichten von mir über alles Mögliche bekommen hat.

— Über alles Mögliche nicht. Du hast mir nie geschrieben, welchen Kaffee du bestellst.

— Ich bin nicht auf die Idee gekommen, dass das eine wichtige Information sein könnte.

— Ich auch nicht. Bis gestern.

Er sah mich mit einem leichten Lächeln an. Ich nahm den Becher mit Milch. Ich hatte nicht vor, diese Geste zu analysieren, obwohl ich irgendwo im Hinterkopf registrierte, dass er sich zumindest so viel gemerkt hatte, dass er mir kein süßes Getränk mit Sirup mitgebracht hatte.

Auf dem Tisch lagen bereits die Probeausdrucke. Tytus hatte sie in der Reihenfolge ausgebreitet, in der sie später an den Wänden erscheinen sollten. In der nächsten Stunde arbeiteten wir fast ohne Unterbrechung. Meine längere Version des Ausstellungstextes erwies sich als gut lesbar, benötigte aber größere Abstände zwischen den Zeilen. Tytus schlug vor, die Schriftart zu ändern. Seine erste Wahl gefiel mir nicht, also bereitete er eine zweite und anschließend eine dritte Variante vor. Bei der letzten hörte ich auf, nach Argumenten dagegen zu suchen.

— Die hier ist gut — gab ich zu.

— Ich weiß.

— Du musst nicht so zufrieden mit dir sein.

— Ich bin nicht zufrieden. Ich habe nur seit heute Morgen darauf gewartet, dass du das sagst.

— Du bist also doch zufrieden.

— Ein bisschen.

Er reichte mir den Ausdruck. Die Buchstaben wirkten ruhiger und offener. Sie zogen die Aufmerksamkeit nicht durch ihre Form auf sich, sondern ließen dem Text Raum. Ich verstand, warum er sich gerade für diese Schrift entschieden hatte. Er wollte die Worte anderer Menschen nicht schmücken. Er wollte ihnen Platz geben.

— Warum entwirfst du Ausstellungen? — fragte ich, bevor ich mich zurückhalten konnte.

Er hob den Blick.

— Eine ziemlich persönliche Frage für neun Uhr vierzig.

— Du musst nicht antworten.

— Nein, das ist kein Problem. Ich frage mich nur, warum du ausgerechnet jetzt danach fragst.

Ich zuckte mit den Schultern.

— Weil ich sehe, dass du weißt, was du tust. Und während unserer meisten Gespräche hast du über deine Projekte geschrieben, als wären sie etwas, das du einfach erledigen musst.

Einen Moment lang drehte er den Bleistift zwischen den Fingern.

— Früher dachte ich, beim Entwerfen von Ausstellungen ginge es darum, Dinge zu zeigen. Später habe ich verstanden, dass viel wichtiger ist, was ein Mensch dabei empfinden oder woran er sich erinnern kann. Ein Gegenstand ohne Kontext ist nur ein Gegenstand. Erst die Art, wie man ihn platziert, ermöglicht es jemandem, darin etwas Eigenes zu entdecken.

— Das klingt wie ein Satz, der in dein Portfolio gehört.

— Ich kann Portfolios nicht ausstehen.

— Warum?

— Weil man darin nur die Dinge zeigen soll, auf die man stolz ist. Und ich möchte nicht so tun, als wären alle meine Entscheidungen richtig gewesen.

Er sagte es ohne besondere Dramatik. Er versuchte nicht, mein Mitgefühl zu gewinnen. Er schien einfach der Meinung

zu sein, dass es keinen Grund gab, sich mir als einen Menschen ohne Fehler zu präsentieren.

— Das ist eine ziemlich seltene Einstellung — bemerkte ich.

— Vielleicht. Aber es würde mir die Arbeit erheblich erleichtern, wenn ich mich nicht ständig an all die Dinge erinnern müsste, die ich nicht getan habe.

Ich fragte nicht weiter nach. Aus seinen früheren Nachrichten wusste ich von seinem Vater und von den Verpflichtungen, die einen erheblichen Teil seiner Woche beanspruchten. Die Einzelheiten kannte ich jedoch nicht, und ich wollte dieses Wissen nicht als Einladung betrachten, ihn auszufragen.

Stattdessen wandte ich mich wieder den Ausdrucken zu.

— Wir müssen noch klären, wer die Texte nach der Korrektur freigibt.

— Du.

— Und wenn du ihre Position verändern möchtest?

— Dann sprechen wir darüber.

— Ich möchte, dass jede Textänderung nach der Freigabe über mich läuft. Selbst wenn es nur um ein einziges Wort geht.

— Einverstanden. Ich möchte ein Vetorecht bei Änderungen an der räumlichen Anordnung haben, die die Wahrnehmung der Ausstellung beeinflussen.

— Das ist vernünftig.

— Dann haben wir gerade eine Vereinbarung getroffen.

— Nein. Wir haben die Regeln unserer Zusammenarbeit festgelegt. Der Vertrag liegt irgendwo in Helens Ordner.